

**Mathias Heidecker**

## **Als Sechzehnjähriger nach Russland verschleppt**

**Fünf Jahre in der Sowjetunion als Zwangsarbeiter im Donezk Gebiet**

**Erlebnisberichte aus zwei Arbeitslagern**

München 2001

### ***Auszüge***

Es war an einem Sonntag, ein eiskalter Wintertag, der 14. Januar 1945. Mein Onkel Peter, der neben uns wohnte und ein Frühaufsteher war, klopfte so gegen sieben Uhr in der Früh an unsere Tür und schrie: „Aufstehen! Wie kann man noch schlafen? Sie treiben doch die Leute zusammen um sie nach Russland zu verschleppen.“ Wir konnten und wollten nicht glauben, dass so etwas möglich sein kann. Doch es war möglich und es wurde wahr, wie wir uns überzeugen mussten.

(...)

Mein Onkel (...) sagte, dass man im Oberdorf in allen Straßen gleichzeitig begonnen hat die Leute zu verhaften. Mein Vater war 1904 und ich bin 1928 geboren, so dass von unserer Familie, wir beide dazu gehörten. (...) In der Zigeunergasse hatte man auf der rechten Straßenseite acht oder zehn Häuser geräumt und mit Soldaten umstellt. Es waren ungefähr 900 bis 1000 unschuldige Jahrmarkter Mütter, Väter, junge Mädchen und Buben, zwischen 16 und 45 Jahren alt, die man hier auf engstem Raum zusammen gepfercht hatte. (...) Es war noch dunkle Nacht und es schneite am Mittwoch den 17. Januar 1945 in der Früh, als wir Motorengeräusch hörten. Aus dem Fenster sahen wir, wie eine Menge russische Lastwagen in die Zigeunergasse gefahren kamen. Jetzt war es so weit, wir werden also doch weg gebracht.

(...)

Mit acht Waggons, zu denen auch unserer gehörte, fuhren wir von Stalino ungefähr 30 km nach Süden bis Jelenowka. Hier ließ man die Hälfte der Waggons. Den letzten Rest von vier Waggons, in denen hauptsächlich Jahrmarkter und Temeschburger waren, schob man 6 km weiter in einen Steinbruch, der auch noch zu Jelenowka gehörte. Der Steinbruch lag ungefähr in der Mitte zwischen Jelenowka und Nowotroizkoje, wo wir hin mussten. Hier im Steinbruch hat man auch uns, nach 17 Tagen langer Fahrt, endlich ausgeladen. Es war am 2. Februar 1945 ungefähr 10 Uhr. Die Sonne schien, aber es war bitter kalt. (...) Die Werkstatt, in die man uns brachte war ganz leer. Außer einem improvisierten Ofen in der Mitte, aus einem Benzinfass angefertigt, in dem ein Kohlenfeuer brannte und einem Tisch und zwei Hocker war nichts drin. (...) Jeder bekam eine Nummer. Mein Vater bekam die Nummer 89 und ich, nach ihm, die Nummer 90, die wir bis zu unserer Entlassung im Oktober des Jahres 1949 beibehielten. (...) Wir waren ungefähr 350 Personen aus dem Banat, ein Drittel Männer und zwei Drittel Frauen. Der größte Teil war von Jahrmarkt, 128 Frauen und 79 Männer.

(...)

Nach drei Wochen kaltem Essen aus dem Brotsack war es schon an der Zeit, dass wir mal etwas Warmes in den Bauch bekamen. Zuerst standen wir am Kiosk um Brot in der Reihe. Da bekam jeder durch eine Luke 200 gr. schwarzes Kastenbrot serviert, das nicht einmal so schlecht war. Dann nahmen wir je 12 Personen Platz an den Tischen und die russischen Serviermädchen brachten uns das lang ersehnte warme Frühstück. Es war eine einfache heiße Kartoffelsuppe, die uns wunderbar schmeckte und danach noch einen süßlich schmeckenden Tee, der auch in Tellern serviert wurde. (...) Wir waren begeistert von diesem ersten Frühstück und meinten, es wäre ja gar nicht so schlecht. Wenn es nur immer so bleiben würde, dann könnten wir schon zufrieden sein.

(...)

Am 5. Februar wurden wir in der Früh schon um 6 Uhr geweckt. (...) Nachdem alle aus der Kantine zurück waren, hieß es gleich wieder in Reihen aufstellen! Jetzt ging es das erste Mal zur Arbeit. (...) Es ging 2 km weit in Richtung Norden zwischen den Gleisen der Bahnlinie, die am Lager vorbei führten, in einen Steinbruch wo auch das Ende der Strecke war. (...) Im Steinbruch angekommen, drückte der Russe jedem von uns eine Schaufel, eine Stockhacke oder eine Pressstange in die Hand. (...) Dann führte er uns an die Gleise und zeigte uns, was da zu tun ist. Wir mussten die Strecke von festgefrorenem Geröll Eis und Schnee frei stocken und auf eine Nasilka (Tragbare aus Brettern) aufladen. Die dann je zwei Frauen auf einen Haufen schleppen mussten. Es gab da auch eine Menge faule Schlipper, die wir frei legen mussten und mit neuen ersetzen. Das war bei dieser bitteren Kälte und dem ewigen Wind eine mühselige Arbeit. Die Steine und das faule Holz waren wie Beton zusammen gefroren, so dass man kaum merkte wo man mit der Stockhacke hin haute. Eine Arbeit die der stärkste Mann nicht bewältigen konnte. Es schneite und der Wind blies wie irr, man konnte die Augen nicht offen halten und die Haut schmerzte von der grimmigen Kälte und dem feinen Schnee der einem ins Gesicht geblasen wurde. (...) Wenn man am Abend in den Steinbruch zurück sah und feststellen wollte, was 250 Personen in 8 Stunden gearbeitet haben, konnte man keine große Veränderung feststellen.

(...)

„Dass der Krieg zu Ende ist, dass der Hitler kaputt ist, Deutschland endlich besiegt ist und das heute Feiertag wäre und wir nicht in die Arbeit gehen brauchen“. Wir wussten nicht, sollten wir uns mit den Russen freuen oder sollten wir traurig sein, dass Deutschland den Krieg verloren hatte. Und so viele junge Männer waren umsonst gefallen? Einerseits hofften wir bis zu diesem Tag doch immer noch auf den deutschen Endsieg. Aber jetzt hatte man uns auch diese Hoffnung geraubt. Andererseits konnten wir hoffen, wenn der Krieg jetzt zu Ende ist, dass man auch uns bald aus der Sklaverei wieder entlassen wird und wir bald in die Heimat zurück fahren dürfen. Was sich aber, wie wir es erfahren mussten, noch mehrere Jahre hinzog. (...) Am Abend ging es wieder streng bewacht zum Abendessen und zurück ins Lager. So ungefähr erlebten wir den Tag des Sieges am 9. Mai 1945 über Hitlerdeutschland. Geändert hat sich für uns gar nichts. Im Gegenteil, jetzt begann erst die Zeit des großen Hungerleidens und des Sterbens. Über unsere Entlassung hatten die Sowjets noch keinen einzigen Gedanken verloren.

(...)

Zu Pfingsten wird in Jahrmarkt Kirchweih gefeiert und gilt als das schönste Fest im Jahr. Im Nowotroitkojer Lager waren wir anfangs mehr als 200 Jahrmarkter. Da kam vor Pfingsten 1945 einem die Idee, wir könnten doch Kerweih machen. Aber wie? Ohne Wein, Musik und Kerweihbraten. Die Dolmetscher griffen die Idee auf und sie kümmerten sich bei der Lagerleitung um die Erlaubnis, die sie auch erhielten. Auch die Offiziere waren davon begeistert und besorgten sogar einen Akkordeon für das Lager. Da wir keinen

Akkordeonisten hatten, übernahm der Vetter Hans, der etwas von Musik verstand, das Instrument und fing an zu proben. Nur kam nicht viel dabei heraus. Da sprang eine Sächsin aus Groß Probstdorf ein, die das Akkordeonspielen sehr gut beherrschte. Hanni, so hieß das Mädchen, sie spielte abwechselnd mit dem Vetter Hans zum Tanz auf. So war dann das Musikproblem gelöst. Es gab einen Aufmarsch mit Kerweihstrauss, an dem jeder mitmachen durfte, auch wenn er nicht aus Jahrmarkt war. Vortänzerin war es Phitche Lies, wer ihr Partner war, weiß ich nicht mehr. Nach dem Aufmarsch wurde bis spät am Abend getanzt. Zum Trinken gab es nur Wasser aus

dem Brunnen und Kerweibraten gab es auch nicht. An Kuchen gar nicht zu denken. aber es war trotzdem schön. Es wurde getanzt, man war fröhlich, mal etwas anderes. Den Offizieren und den Wachposten hat es gefallen, sie sahen, dass ihre Sklaven auch mal lustig sein können.

(...)

Zurück zu den Pfingsten ein Jahr später 1946, während der großen Hungerzeit. Einen Tag den ich nach 50 Jahren noch nicht vergessen habe und auch solange ich lebe nicht vergessen werde. Es ist der Pfingstsonntag 1946. Der Zufall wollte es, dass uns gerade an diesem Tag keiner zum arbeiten brauchte und wir im Lager bleiben durften. Wir hatten mal einen freien Tag, was auch nicht gerade das Beste war. An den Arbeitstagen wurde man doch ein wenig abgelenkt und dachte nicht ununterbrochen ans Essen. Aber heute an diesem Pfingstsonntag dachte ich nur an daheim, was es da immer alles zum Essen gab. Die gute Suppe, den Lamm oder Kalbsbraten, die guten Torten und Kuchen, den meine Mutter zur Kerweih immer gebacken hatte. Auch an den Gugelhupf, der an die Hirten an Pfingstsonntag in der Früh, wenn sie die Kühe zur Weide austrieben, verteilt wurde. Da bekam jeder etwas davon. Auch die Zigeuner von anderen Dörfern kamen an solchen Tagen in Scharen zum Betteln und Keiner ging leer aus. Jeder bekam seinen Teil. Oft waren ihre Säcke mit den Gaben, die sie von Haus zu Haus gesammelt hatten, so schwer, dass sie sie kaum noch tragen konnten. Und ich hatte jetzt nichts, aber auch gar nichts zu essen. Wenn man nichts hat und immer daran denken muss, macht es den Hunger noch größer. Der Magen wurde gereizt und knurrte immer stärker. Ich stand von meiner Pritsche auf, ging von einer Ecke in die andere, als ob ich da was finden würde. Instinktiv öffnete ich den Koffer, obwohl ich wusste, dass er leer war, nicht einmal eine Brotkrume fand ich darin. Ich machte den Deckel wieder zu und ging in den Hof. Da sah ich ein paar Jungs im Gras liegen und davon essen. Da konnte auch ich nicht mehr widerstehen, warf mich dort, wo das Gras am schönsten war, auf den Boden und fraß wie ein Stück Vieh auf der Weide von dem Lopodagras. Das ist ein Unkraut, das, wenn es jung und zart ist, roh oder gekocht, weder sauer noch bitter schmeckt, aber zur Not essbar ist. Am schönsten wuchs es im Hof neben dem Weg zu den Latrinen, wo jeder hin pinkelte. Auch ich machte da keine Ausnahme. (...) Hier lag ich jetzt auf dem Bauch und ließ mir das verpinkelte Gras schmecken. Ohne es zu waschen, ohne mich zu ekeln und ich muss sagen, es hat mir sogar geschmeckt. Ich wurde nicht einmal krank davon. Das war mein Kerweibraten 1946, den ich nie vergessen werde. Als Kind, wenn ich das eine oder andere nicht essen wollte, sagte meine Großmutter immer, „du wirst noch Schuhnägel fressen“. Und sie hatte Recht. Ich glaube, wenn ich welche gehabt hätte, hätten auch die mir geschmeckt. In dieser Zeit haben wir alles Mögliche und Unmögliche in uns gestopft. Es gibt Leute die sich schämen zuzugeben, was sie alles zum Überleben gegessen haben. Nach Geschmack fragte man nicht, es musste nur den Magen füllen.

(...)

In der Kantine gab es jetzt keine Abwechslung mehr, wie im Vorjahr. Wenn sie jetzt einen Bassin Sauerkraut angefangen hatten, gab es in der Früh, zu Mittag und am Abend nichts anderes als wie Sauerkraut, ohne sonstige Zutaten. Bis der Bassin, die mehr als einen Waggon fasste, leer war, und das dauerte zwei drei Monate. Dann öffnete man ein Bassin mit Salzgurken. Jetzt fing es mit der sauren Gurkensuppe an, die nur aus warmem Wasser und 4 bis 5 Gurkenscheiben bestand. Als Hauptspeise zu Mittag gab es nach der sauren Gurkenbrühe mal ein Esslöffel Hirse oder Graupenbrei, Kartoffelpüree oder Sauerkraut. Von tierischer Nahrung wie Fleisch oder Fett durften wir nur noch träumen. Wenn es zufällig doch mal was gab, dann war es vielleicht ein Kopf vom Fisch, (den Fisch bekamen die Russen), oder es gab mal drei bis vier Gammsie, das waren kleine Salzfischchen die nicht größer wie ein Glied am kleinen Finger waren und die man mit Kopf, Schwanz und Innereien verzehrte. Das einzige was noch ein bisschen nahrhaft war, waren die 700 g Brot, die wir zu drei Mahlzeiten aufgeteilt bekamen, aber das reichte nicht einmal vom Schalter bis zum Tisch, da war es schon aufgeessen und wenn es noch so schlecht war. Da sollte man noch Kraft zum arbeiten haben. Das war die Speisekarte von mehr als zwei Jahren. So mancher ist in dieser schrecklichen Zeit buchstäblich verhungert. Wer das nicht erlebt hat, kann sich gar nicht vorstellen wie es ist. Wenn man aus der Kantine kam, hatte man mehr Hunger als vorher. Das, was wir bekamen, war gerade soviel, um die Verdauungsorgane anzuregen und dann hattest du nichts, um sie zufrieden zu stellen. Das war bitter. Wie ich diese Gefühle besser erklären soll, weiß ich nicht. Dazu fehlen mir die Worte.

(...)

Hunde oder Katzen, von denen es hier ja wenige gab, waren vor uns ihres Lebens nicht sicher. Alle, die wir erwischen konnten, wurden geschlachtet, abgezogen und aufgefressen. Selbst die Vögel in der Luft hatten keine Ruhe von uns. Von den Automechanikern besorgten wir uns Gummistreifen mit denen wir Schleudern machten. Mit diesen Gummischleudern schossen wir auf Spatzen, Raben, Staren oder jeden anderen Vogel der uns in Reichweite kam. Manchmal hatten wir Glück und trafen, aber das kam sehr selten vor. Wenn wir einen Spatz mal trafen, wurden ihm die Eingeweide herausgeholt, die größten Federn ausgezupft und auf dem Spieß im Feuer gebraten. So ein Spatz hatte gerade so viel Fleisch, um zu kosten wie es schmeckt oder einen hohlen Zahn auszufüllen. Der Spatz wurde mit samt den feinen Knochen aufgefressen. Manchmal fanden wir ein Nest mit vier fünf Vögelchen, wenn man die in einer Reihe auf einem Spieß gebraten hatte, war das schon ein delikates Festessen.

(...)

Am 10. Juni 1947 wurden wir in der Früh schon um eine Stunde früher aus den Betten getrieben und mussten noch vor dem Frühstück, was sonst nie vorkam, im Hof zum Appell antreten. Wir konnten uns nicht vorstellen, was das bedeuten soll. (...) Nach einer gut zwei Stunden langen Fahrt wurden wir in einem Hof am Fuße eines über 100 m hohen Schuttbergs, der in Jahrzehnten durch Ablagerung von Schutt aus einer Kohlengrube entstanden war, ausgeladen. Von den dortigen Lagerinsassen erfuhren wir wo wir uns befanden. Es war das Lager 1010 in Stalino, das sich ungefähr 300 m vom Haupteingang der Kokso Chim Sawoda (Koks und Chemie Fabrik) befand. (...) Als wir kurz nach Mittag hier im Lager ankamen, waren Dolmetscher und einige wenige Schichtarbeiter im Lager anwesend. Die meisten Leute waren noch in der Arbeit und kamen erst nach vier Uhr einzeln oder auch zu zweit und in kleinen Gruppen, ohne jedwelche Bewachung ins Lager. (...) Es gab auch Posten am Tor, aber die hatten wenig mit den Leuten zu schaffen. Die Menschen gingen ein und aus, als wären sie freie Bürger.

(...)

Anfang des Jahres 1948 hat sich auch für uns im Lager so manches sichtbar verändert. Von nun an wurden wir nicht mehr wie Sklaven angesehen. Sondern, wie soll ich es nur nennen, sagen wir mal so, man behandelte uns jetzt als zum Wiederaufbau internierte Gastarbeiter. (...) Wir bekamen jetzt unseren Arbeitslohn ausbezahlt und konnten jetzt mit unserem Geld machen was wir für gut hielten und nach Belieben zur Selbstversorgung ausgeben. (...) Wir konnten nur erahnen, dass zwischen den Siegermächten in der Politik irgendeine Veränderung stattgefunden haben musste und das der Grund der plötzlichen Freundlichkeit uns gegenüber war.

(...)

Nach vier Jahren und neun Monaten kam auch für uns der Tag der Erlösung. (...) Ende September, Anfang Oktober 1949 verbreitete sich im Lager wieder mal ein Gerücht, das aus sicheren Quellen stammen sollte. In dem es hieß, dass unser Lager noch in diesem Jahr aufgelöst wird und wir in zwei Transporten nach Hause fahren werden. (...) So kam es, dass der Oberstleutnant Wasilov eines Abends, Anfang Oktober zum Appell antreten ließ. Außer ihm waren alle Offiziere vom Stab vollzählig anwesend. Aber der Lagerkommandant wollte es sich nicht nehmen lassen, persönlich die frohe Botschaft zu verkünden, dass die Zeit jetzt gekommen wäre und wir in zwei Gruppen nächstens alle nach Hause fahren werden. Dass schlug ein wie eine Bombe. Der das nicht erlebt hat, kann sich nicht vorstellen welche große Freude er damit im Lager ausgelöst hatte. (...) Endlich gehörten mein Vater und ich auch zu den Glücklichen. (...) Ich glaube, es war der 18. Oktober, als vor dem Lager mehrere Militärlastwagen vorfuhren, auf die je dreißig Personen mit ihrem Gepäck Platz nahmen und die uns, von den Offizieren begleitet, zum Bahnhof brachten.

(...)

Es war der 25. Oktober 1949, zwischen siebzehn und achtzehn Uhr, als wir unser Haus betraten und uns freuten, endlich wieder daheim zu sein. Aber schon der erste Blick in den Hof verriet uns, dass da nichts mehr so war, wie wir es verlassen hatten.

(...)